

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

20. Jahrgang

Lienz, 25. September 1952

Nummer 9

Geschichte der Pfarre Lienz

Von Josef Stadhuber

Die Pfarre Lienz war zum Spielball der gürzlischen Machthaber geworden. Als Albrecht Benzenborfer 1466 die Seelsorge antrat, galt seine Bestrebung mehr, dem Grafen zu gefallen, dessen Rat er geivorden war, als der Mühe um das Seelenheil seiner Schäflein. Die meiste Zeit war er auswärts und ließ sich durch Vikare vertreten, die im allgemeinen nicht Übel besoldet wurden. Oberhaupt scheint Benzenborfer geradezu ein Finanzgenie gewesen zu sein. Denn aus seiner Amtszeit, die 11 Jahre währte, sind ganze Bündel von Verkaufs- und Kaufurkunden vorhanden gewesen. Schon eine flüchtige Durchsicht der Görzer Akten läßt erkennen, daß dieser Pfarrer sich sehr gut in den Geschäften auskannte, denn immer wieder bewegen Appellationen an den Kaiser, an den Erzbischof von Salzburg und nach Rom in Finanzsachen den Hof, jedesmal enden sie zu Gunsten Benzenborfers.

Freilich kamen ihm dabei auch die vielfältigen guten Beziehungen zustatten. Er war im Jahre 1468 Chorherr und kurz darauf Dechant des Kollegiatstiftes Sankt Ulrich geworden, stand in engster Freundschaft mit dem Berliner Dampfbrot, hatte aus seiner Tätigkeit als Kaplan des Kardinals Nikolaus Cusanus mancherlei Gaben zu den Späßen des Reiches gesponnen und stand mit der Kurie auf gutem Fuß.⁸⁶⁾

Nach seinem Tod am 18. Juni 1477 gelingt es dem letzten Görzer wiederum, die Pfarre mit einem illegitimen Görzer Sprößling zu besetzen. Zacharias Wollenstainer war als Knabe 1467 zum Unterricht nach Neustift geschickt worden

und auf das geistliche Amt im nötigsten vorbereitet. Trotzdem muß Graf Leonhard um „eilige Dispens“ einkommen, daß der junge Kleriker die Pfarre Lienz erhalten kann und an den Hof gezogen werden darf. So lebte auch dieser Sohn des Grafen Johann nicht an der Pfarrkirche, sondern ließ sie durch seinen Vikar Leonhard Karg verwalten, der bei der Stiftung des Michaelsbenefiziums geradezu als Pfarrer genannt wird. Denn am Ernttag nach Maria Himmelfahrt 1501 stiftet Virgil von Graben fünf Wochenmessen in der Kirche auf dem Klammmarkt mit 32 Mark Urbarzinzen und einem Hausgarten — an Stelle des Pfarrers Zacharias nimmt Leopold Karg die Stiftung entgegen und verlangt von Seiten der Pfarre, um die vermutete Schwächung des Pfarreinkommens aufzuheben, eine Schadloshaltung und die Seelsorgsaushilfe durch den Benefiziaten an den Sonn- und Festtagen, was auch anstandslos gewährt wird. Zu diesem Behufe übergibt am Landrechtstag des folgenden Jahres Herr Virgil die Akten eines Gutes am Klauswald, genannt das Bachlehen.

Dafür verkauft der Pfarrer Zacharias selber an den stark am Bergbau interessierten Brigner Fürstbischof und Kardinal Melchior von Meckau, seinen Anteil an den Gruben oberhalb Schälten samt Hütten, Kohlstatt, Holz, Erz und Blei.⁸⁷⁾

Nach dem Aussterben der Görzer im Jahre 1500 hätte man meinen mögen, es würde nun eine freiere Zeit für die Lienzener Pfarre anbrechen. Aber die Wollensteiner traten in Bezug auf Präsentation und Verleihungsmethoden nur allzugründlich ihr Erbe an. Bis 1578 hat nicht ein einziger der Inbesitzerten

Pfarrherrn im Widum gehaust, die meisten Ältesten kaum einmal Tiroler Wälder betreten haben; dafür scheinen glänzende Namen unter den Pfarrinhabern auf, ein Beweis, daß sie sehr einträglich war, sonst hätten sich nicht von weltlich Angehörigen und mit dem Kaiserhof in guter Beziehung stehende Herren um sie bemüht.

Der erste freilich, dem eine gürzlische Präsentation zuteil wurde, ist der weltlich nicht Bekannte Johannes Rutscher — er wurde einige Tage vor Weihnachten 1512 von Erzbischof Leonhard von Keutschach zu Salzburg investiert und starb 1516.⁸⁸⁾

Michael von Wollenstein, der vertraute Berater Maximilian I., schenkt einem recht bestimmten Wunsch des Kaisers nachgegeben zu haben, als er dessen Rat und Vizekanzler Balduasar Merkl zu seinen vielen Pfünden hinzuzunehmen die Pfarre Lienz verschaffte. Dieser hatte schon die Propstei des angesehenen Stiftes Waldkirch inne, war 1514 Domherr in Bräun und wurde während seiner „Pfarreramtigkeit“ zu Lienz noch zum Bischof von Hildesheim (1528) und gleich darauf zum Bischof von Konstanz ertwöhlt. Erst jetzt resignierte er auf die Pfarre, die ohnedies schon doppelt besetzt war. Denn Michael von Wollenstein hatte nicht nur dem Wunsch seines kaiserlichen Herrn nachgegeben, sondern auch seiner eigenen Neigung und hatte knapp ein Monat nach der von Salzburg aus erfolgten Bestellung des Waldkircher Propstes auch noch den Vikar Christoph Matthel eigenmächtig zum Pfarrer ernannt. Das ergab zwischen den beiden ihr Recht be-

86) G. R. S. 591, 571, 572, 1340, 1608, 1635, 1645, 1646, 1483, 1616, 1619; Signatur III, 490, VI, 666; *Carinthia* 1887, S. 6.

87) G. R. S. 571; *Pf.-Arch.* I, 20, 58.

88) *Verh. Bibl.* 4080, 208 *M.-Arch.* I, 59, 81.

hauptenden Inhabern natürlich Reibereien — Pfarrer Christoph reichte dem Bischof die vorgeschriebene Penfion nicht und wurde daher abgesetzt, — als „Vikar“, wie wohlweislich berichtet wird. Sein Nachfolger in der Pfarrverwaltung wurde Christoph Lazer, der zugleich die Kaiser Pfründe innehatte. Nach der Resignation Balhafar Merkens wurde er für ein kurzes Jahr sogar definitiv Pfarrer, verstarb aber schon 1530. Seine allernächsten Verwandten, die Knaben Rupert und Wolfgang, werden vom Urban Stoffl gegen eine Zahlung von 100 fl. aus dem Erbe des Dahingefahrenen zu tüchtigen Handwertern erzogen. Wiederum für wenige Monate trat der nächste Nachfolger, der gewesene Vikar von Mattrei und Sieng, Wolfgang Höller, am 3. Juni 1531 die Pfarre an, bis auch er verstarb.⁸⁹⁾

Nach 1531 teilten sich wiederum zwei Pfarrer zugleich in die Herrschaft, der Freiherr Sigmund Han von Hanberg, Domherr in Wien, und der im Jahre 1542 zum Kardinal erhobene Bischof von Trient und Trent, Christoph von Madruzzo, ein Verwandter des Papstes Pius IV. Wer der eigentliche Pfarrer gewesen ist, läßt sich kaum feststellen. Einzel so gewiegte Kenner der tirolischen Kirchengeschichte wie Sinnacher und Linkhauser sind darin gerade gegenteiliger Meinung. Jedenfalls verpflichtet sich Gaudenz von Madruz, der Vater des Kardinals, am 20. Dezember 1531 zu Innsbruck dem Veit von Wolkensstein gegenüber, daß er an Stelle seines Sohnes für die Erhaltung der drei Gesellschaften aufkommen wolle und verpflichtet für die Einsetzung „eines geschickten Vicari“, der dem Herrschaftsinhaber genehm sei, zu sorgen. Dafür dürfe der aber niemand anderem resignieren als ihm selber. Man sieht, welcher Handel mit Kirchengütern auf ganz unkanonische Art hier getrieben wurde.

Demgegenüber wird der Senior des Domkapitels und Scholastiker Sigmund von Han des öfteren als „Rektor ecclesiae parochialis Sancti Andreae in Sieng“ genannt. Er kümmerte sich nicht um die ihm zukommende Kirche, er nimmt einzig Einfluß auf die Besetzung des Görtzer Kaplans auf den Katharinental, als er 1557 nach der Resignation des Joachim Wapfer die Einsetzung des Kooperator Johannes Fercher bei den Wolkenssteinern betreibt.⁹⁰⁾ Er lebte zeit seiner Domherrnwürde ständig in Trient (gest. 1562).

Dabei wäre jetzt gerade die starke Hand eines in der Pfarre selbst anwesenden Seelenhirten ganz, besonders nötig gewesen, handelte es sich doch um

die Zurückdrängung der Glaubensneuerung. Sie wurde in unserer Gegend besonders durch die Spangenbergische Postille unter das Volk gebracht, sobald die Ausdrücke „Spangenbergisch“ und „lutherisch“ gleichbedeutend wurden. Mehr religiöse Kraft wohnte allerdings der Wiederauferbewegung inne, die sich gerade im Pustertal weit verbreitete und vor allem in den südtirolischen Gerichten Welsberg und Malsburg ihre Brutstätten hatte. Statt nun gegen diese Neuerungen offen aufzutreten, ließ man die Sache vorerst laufen, wie sie lief, und erst das Eingreifen der weltlichen Behörden lenkte das Augenmerk der zum Teil recht ungebildeten Geistlichkeit auf die Gefahren. Dabei konnte es freilich nicht ausbleiben, daß sich auch der Klerus, der, wie gesagt, kaum eine ordentliche Bildung genossen hatte, die Ideen der Fürsten zu eigen machte. Während das Tridentiner Konzil in die Beratung der Reformbestrebte eintrat, liefen Gutachten von allen Seiten ein. Besonders König Ferdinand, der spätere Kaiser, verfocht mit Unterstützung namhafter Kirchenfürsten des deutschen Sprachraumes seine zwei Lieblingsvorschläge, den Laien die Kommunion unter beiden Gestalten zu gestatten und den Priestern die Ehe zu erlauben. Er erhoffte sich dadurch die Rückführung der Protestanten. Kein Wunder, daß vor allem in den von den Bischofsstühlen weiter abgelegenen Gebieten die Geistlichkeit mehr auf die stärkere Einflussnahme der weltlichen Gewalt achtete, denn auf die nicht immer sehr lauten Mahnungen der ferneren Bischöfe.

So finden wir unter den Vikaren Peter Groß (1543—49), der zugleich auch Mattrei abministrierte und daher nirgends zum Rechte sah, und Valentin Fercher ein allmähliches Eindringen der Religionsneuerung. Dehrender war Priester der Diözese Aquileja und wurde 1532 Pfarrer zu Unras, 1541 Chorherr in Trient und vertrat schließlich von 1551 bis 1559 die Pfarre Sieng.⁹¹⁾

Den Tiefstand erreichten die Zustände unter dem nächsten Vikar Koloman Pranter, 1560 berichtet der Erzpriester von Trient nach Salzburg, daß das Volk von Sieng allenthalben ungesittet den Reich verlange und der Priestertölpel in Abnahme käme. Pranter befahle dies sogar, offensichtlich um der kaiserlichen Majestät zu gehorchen. 1565 ließ er unter großer Anteilnahme des Volkes seine Tochter öffentlich in feierlicher Hochzeit dem Kooperator Veit Wiberquet in Dölsach entrauen. Zur Hochzeit waren die Pfarrer von Dölsach, Trient, Mattrei, Trischen und Berg, der Vikar von Nikolsdorf, die beiden Kooperatoren und der görtzer Kaplan, sowie der Kammerpaterprior von Sieng erschienen, da-

zu eine Reihe Übeltäter und vornehmer Bürger. Pranter wurde deshalb von Salzburg aus eingesperrt und abgesetzt und des Landes verwiesen. Die Strafe erschien den Bürgern zu hart, sie legten dem Bischof ein Degradationsgesuch vor, wurden aber abgewiesen. So wandten sie sich an ihren Gerichtsherrn, den Grafen Wolkensstein, „da der Pfarrer doch mit gutem, priesterlichem Wandel der catholischen ordnungsgemäß der Seinn effrig und fleißig vorgestanden sei“. In heitaten sel hier allen Geistlichen nachgesehen. Man sieht, welchen Einfluß die als Vorschläge gedachten Mahnungen des Kaisers ausübten. Derartige Vorkommnisse, wenn auch nicht in so krasser Form, begegnen uns zu dieser Zeit in fast allen Gebieten Österreichs. Die rechtliche Unklarheit und die Unabwägung ließen alle Grenzen zwischen kaiserlicher und bischöflicher und damit kirchlicher Anordnung verschwimmen.

Wohin sich Pranter nach jener Absetzung gewandt haben mag, läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls ist er nicht nach Trient, wo er seit 1539 Kapitulat war, zurückgekehrt, vielleicht nach St. Martin nächst Villach, von wo aus er Vikar in Sieng geworden war.⁹²⁾

Nach ihm wurde wiederum ein Trienter Kanonikus berufen, Hieronymus Sighard, der von 1566—1568 die Andreasparre leitete, Pfarrer in Unras gewesen war und nach seiner Resignation auf Sieng Pfarrer in Sillian wurde. Er starb als Kapitulat — nicht im besten Ansehen — 1599 in Trient.⁹³⁾

Bis 1578 stand der Sienger Pfarrer Mathias Köllus vor, der aber auf die Pfarre Kais überetzt wurde. Interessant ist, daß unter ihm sogar die Vermögensangelegenheiten, die sonst hoch immer noch von den Pfarrern wahrgenommen wurden, jetzt vom Grafen Christoph von Wolkensstein „als Patron und Vogt der Pfarren“ an sich gezogen wurden. Natürlich waren diese Zustände nicht angehen, eine ordentliche Seelsorge zu gewährleisten, zumal die Kooperatoren, obgleich Geseppriester noch dazu Landfremde waren.⁹⁴⁾ Sie wechselten oft, bagierten im Lande umher, nahmen die Stellen nach den möglichsten besten Lebensverhältnissen an. So ein Vagant begegnet uns in der Person des Valin Gögels, der nach einer Anzahl verschiedener kurzer Aufenthalte in Südtiroler und Churer Pfarren als Vikar in Dölsach aufsteigt, 1578 in Sieng als Vertreter des kommenden Pfarrers Jonas Münzberger genannt wird, wiederum verschwindet, 1581 noch einmal die Pfarre vertritt und im Pfarrhof wohnt — aber nur bis zum

89) Linkhauser I, 362; Sinnacher VII, 302, 492, 740 f.; Waisgruber 118 f. Ferd. Bibl. 4650, 299, 283 f, 297.

90) Waisgruber 110; Sinnacher VII, 741; Linkhauser I, 563; Ferd. Bibl. 4650, 7a.

91) Sinnacher VII, 741; Maister, D. S. 1925, 123.

92) Linkhauser I, 562.

93) Brign. Bis.-Prot. I, 1062; Maister, D. S. 1925, 88, 123.

94) Sinnacher VII, 741; Pf.-Arch. Kols nach Pf.-Arch. Sieng I, 59; Zb. Stadiger.

folgenden Jahre. Dann schweift er wiederum im Lande umher, wird 1587 noch einmal Diak inienz und im gleichen Herbst setzt er sich als Spitalkaplan zum Hl. Geist zur Ruhe. Er starb in der Fastenzeit 1592 am „vergnügendem Plat“. Wahrscheinlich war an seinem oftmaligen Verlassen der Dienz Pfarre die damals grassierende und in Abständen von etwa 4—5 Jahren sich wiederholende pestartige Seuche schuld.⁹⁵⁾

In der Nachbarschaft des Dienz Bobens hatte von 1549 an der lutherische Lehrer von Dittang eine lebhafte Werbetätigkeit entfaltet, unterstützt von den nützlichen Verhältnissen, daß der zu Triest residierende Pfarrer von Sabant die weitentfernte, seinem Pfarrsprengel zugehörige Ortschaft nicht betrauen konnte. So stellte man in der Mitte der sechziger Jahre auch in Dienz ein „erschreckliches“ Anwachsen der Areliebre fest. Deshalb hat das Ordinariat Salzburg sich in Brigen den in der Auliführung der Arelieketeten schon erfahrenen Dechant des Annals, den Pfarrer Jonas Münzberger von Zhaul, aus, daß er als „Vater fürstl. Durchlaucht etc. Gemeinshaus“ in Dienz seines Amtes walte. Seine Predigten schienen großen Erfolg gezeitigt zu haben. Denn außer gelegentlichen Erwähnungen durchreisender Lutheraner ist bis zu den Defregger Wirren im Dienz Boben nichts mehr von reformatorischen Antrieben zu hören.

Es mögen seine Verdienste dieser Art

gewesen sein, die ihm 1579 die Pfarre eintrugen und ihm die Einkünfte eines Sankter Kanonikats zusprechen ließen (1580). Weniger glücklich war seine Kirchherrenzeit auf weltlichem Gebiet. Er verachtete den Pfarrhof und vernachlässigt den Gutsbesitz der Pfründe, sodaß nach seinem Tode ein Teil seines stattlichen Vermögens zu Zwecken der notwendigen Instandsetzung der Gebäude herangezogen werden muß. Auch die Pfarrstraße mußte ausgebessert werden. Sie hatte am 8. Oktober 1586 durch einen Brand im Chor gelitten. Die ausführliche Verhandlung über die Ursachen des Feuers läßt uns einen Blick tun in die Bräuche der damaligen Zeit. Drei Oberdienzler fahren in der Nacht vom Sonntag auf Montag mit einer Schmalzfuhr nach Dienz hinab. Man hat „in gots Haus Sankt Andree... durch die Kirchenfenster ohne glocke eines Diebstahls gesehen, aber nit anders vermahndt, weil vorher auch Seberzeit in der Kirchen bei der nacht in der Dampfen groß Licht prumen“, es seien wol auch sonst fremde Leute, die nach herkömmlichem Brauch zu Mitternacht „Dr heimliches gepet betrieffen.“

In diesem Zusammenhang wird der Gesehlpriester Matin Heller vernommen, der zum Haardörren des Sankters Badstuben in Battiasdorf heizen hatte lassen. Da man vermuet, das Feuer könne von dort aus ausgebrochen sein — sie läge knapp hinter der Kirche — wird die Frau Lina vor die Gerichtskommission gerufen. Sie weiß nun die Brandursache

ausfindig zu machen. Die Diener haben an diesem Sonntag Kirchtag gehabt und sind um Mitternacht „mit Bügen und schinder... mit ain geschrah fürzogen“ und haben „mit der Badstuben ain Licht anzündt“. Sie wachet noch eine kleine Weile weiter beim Flache, dann fällt ihr das Licht in der Kirche auf. Sie weckt ihren Mann, er aber hält die Flamme für das Licht vom Sakramentshäuel und weisert sich, den Messner aufmerksam zu machen. So brennt, zunächst von niemandem weiter beachtet, der Chor und ein Teil des Gewölbes aus. Interessant ist dabei die vielfältige Verletzung der Sonntagruhe, aber auch der Brauch mitternächtlicher Andacht.

Schon wenige Jahre später, 1592, verbrennt mit einem Großteil der Stadt auch das Karmeliterkloster. Durch diese Unglücksfälle niedergeschlagen, zieht sich Jonas Münzberger ganz von der Seelsorge zurück, hält lediglich die vier 1587 von Zeit Weislich gestifteten Predigten im Klosterle, für die die Klosterfrauen je ein Hemd reichen, und stirbt vergeblich am 5. April 1595.⁹⁶⁾

Nach ihm folgt 1595—1597 der Kanonikus an der Münchner Frauenkirche Johann Baptist Schöllhammer, wahrscheinlich ein Verwandter des Untwales der Herrschaft Dienz, Hans Georg Schöllhammer (1602—1626).⁹⁷⁾

96) Einlehauser I, 563; Pf.-Arch. I, 20.

97) Pf.-Arch. I, 38.

(Fortsetzung folgt.)

Aiter und Sinn der Widderprozessionen

Von Univ.-Prof. Dr. Anton Dörner

Am Anschluß an Davanter Ausgrabungsergebnisse erschienen in dem Südtiroler Tagblatt „Dolaniten“ und in der Südtiroler Monatschrift „Der Schiern“ sachliche Auseinandersetzungen über den Ursprung und die Herkunft der Südtiroler Widderprozessionen, die darüber hinaus Beachtung fanden. Es ist daher am Platze, daß die Osttiroler selbst Einblick in diese Kontroversen bekommen. Ich wiederhole deshalb hier im wesentlichen, was ich im „Schiern“ (1952, S. 138 bis 140) darüber ausgeführt habe, und hoffe, damit zugleich Anstoß zur künftigen Drucklegung der davon unabhängigen Dissertation des gegenwärtigen Spirituals am bischöflichen Priesterseminar in Innsbruck, Dr. Joh. Steininger aus Teschenberg zu geben; denn diese Arbeit gibt nähere Aufschlüsse über diese eigenartigen Widderopfer Osttirols und kennzeichnet das Wesen und die Geschichte der volkstümlichen Prozessionen Osttirols überhaupt. Daher erscheint es als eine

Ehrensache des ganzen Bezirkes, diese Arbeit in Druck zu legen. Wenn jede Gemeinde, jede Pfarre, jede Ortschaft, jede Schule und öffentliche Bücherei Osttirols wenigstens ein gedrucktes Exemplar käuflich abzunehmen sich verpflichtet, dürfte diese Drucklegung gesichert sein. (Hoffentlich melden sich bald nicht nur sie, sondern darüber hinaus recht viele Besteller bei den „Osttiroler Heimatblättern“, so daß mit dem Drucke begonnen werden kann. Der Preis eines Exemplares dürfte für diese Besteller auf 40—60 Schilling kommen; d. h. je mehr bestellt, desto billiger wird das Bändchen sein.)

Die verschiedenen Osttiroler Widderoder Pestprozessionen werden ebenso wie das Oberammergauer Passionspiel und andere religiöse Bräuche auf das Erscheinen der Pest vom Jahre 1634 zurückgeführt. Mehrere Pestepidemien führten damals nachweisbar unter Anleitung von Sebastians- und Rochusbrüderchaften zu Kerzenzügen, weiteren zu Gelübden von Sebastiansspielen in

Urof. Aindertwärts nennt man das Fußopfer aus Anlaß der Pest. Bei uns sind Hüfner fast nur als Abgaben der Fastenzeit erwähnt, wie ich schon in meinem Buch „Tiroler Fastnacht“ bemerkt habe. Dagegen werden viele Tiroler Wildstöcke mit jener Pest von 1634 in Zusammenhang gebracht, wie Propst Dr. Josef Weingartner in seinem Buche „Tiroler Wildstöcke“ (S. 7 f.) ausführt. Von Pestkreuzen und Pestkreuzen des 17. Jahrhunderts ist manches erhalten geblieben. Kirchliche Behörden förderten Wallfahrten aus diesem Anlaß. So zogen 21 Gemeinden des Stiztals zur Rochuskirche bei Taufers im Vinschgau. Die berühmteste Pestkirchfahrt Südtirols und Osttirols ging nach Gmeberg. Im Jahre 1934/35 wurde der Pestzeiten von 1634/37 mehrfach gedacht, so von Dombekan Herrmann Mang im „Schiern“ (1934) und im Kassiankalender für 1935.

Die Pest trat in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts fast gleichzeitig im Annal und im Pustertal, &

95) Pf.-Arch. I, 64; I, 6; 96. Stadiger.

in Innerbillsgraten, auf. Sie lebte in den nächsten Jahren heftig wieder. Man machte daher verschiedene charakteristische Gelübde, so in St. Lorenzen und Gles im Pustertal Brotpenden an Urne, in hochgelegenen Siedlungen Widderopfer an eine Wallfahrtskirche. Man opferte demnach ein besonders wertvolles Stück der eigenen Hauswirtschaft, zugleich ein auffallendes Tier mit bemerkenswerten Eigenschaften. Das Kalenderbuch von Birgen im Meran aus dem Jahre 1696 berichtet, daß in der „Sterbsbuschen“ eine Kreuzfahrt nach St. Peter in Lavant für den ersten Samstag nach Ostern verbott worden sei. Der Heimatforscher Joh. W. Hehl spricht in seinem kostbaren Sagenbuch (S. 601) vom damaligen „großen Sterb“ in Birgen und Brägraten, die Chronik von Tristach (1849, S. 117) von einem „in uralter Zeit verbotenen Kreuzgang“. Auch etliche Missions- und Distriktsberichte der Folgezeit erinnern daran. Doch fehlen genaue Angaben. In der Eingabe der Pfarre Birgen vom 21. März 1920 an das Brigant Ordinarat ist die Zeit des Verbotes auf ungefähr 1630 angesetzt. 1778 wird der Kreuzgang als bereits vor 130 Jahren verboten bemerkt. Nach mündlicher Überlieferung versprach man, dort, wo der rückwärtigste Berg 1634 zu stehen kam, eine Kapelle zu errichten und alle Jahre einen dreijährigen Widder in Lavant zu opfern. Dazu stimmt das sogenannte Birgener Stück mit seinem Wille von der Opferung eines Widders, der mit dem Senfmann kämpft. Nach der Orts Sage habe man gesehen, wie der Teufel bald nach dem Erlöschen der Best mit dem Widder taufte. (Vergleiche dazu gewisse Volksvorstellungen vom Derschilpringen. Siehe auch: Widderhörner als Maskenstücke, in meinem Buche „Tiroler Fasnacht“.)

In solche Erinnerungen und Vorstellungen des Volkes verknüpfen sich verschiedene Erlebnisse und Ereignisse aus älteren Zeiten. Geusen traten früher viel öfter und stärker als in neuerer Zeit auf. Das größte Sterben griff in ganz Europa, auch in Tirol, schon im Jahre 1348 um sich. Die damalige Seuche soll aus China über Genua und Venedig nach Tirol vorgebrungen sein. Sie haufte nach den Aufzeichnungen von Marienberger und Neukircher Ordensleuten fürchterlich. Die Tiroler Sagen vom Aussterben ganzer Gemeinden gehen vornehmlich auf jene Zeit zurück. Es war freilich auch die Zeit starker Heuschreckeneinfälle, die große Verheerungen im Puster- und Eischtal anrichteten. Das Volk brachte die politischen Mißgeschicke der Herzogin Margaretha Maultasch mit der bösen „Gred“ in Verbindung. Die Heuschreckenplage führte angeblich zum Verlöschen des Dogner Georgspiels und des Drachen-

stechens innerhalb der Fronleichnamspzession. Doch ist es unwahrscheinlich, daß schon damals Bürgerschaften Tirols Fronleichnamsmzüge außerhalb der Kirchen veranstalteten, wie ich in meinem Buche über die „Dogner Bürgerspiele“ dargetan habe. Damals entstanden aber die ersten Sebastiansbruderschaften im Lande, so zu Meran.

In Birgen muß die Best arg getolltet haben, denn der dortige Pfarrer Joh. Sterzinger erludte 1782 den Salzburger Erzbischof, die Gemeinde Mitteldorf wieder in Birgen einzupfaren, von dem sie vor ungefähr 500 Jahren abgetrennt und beim damaligen Mattel zugeschlagen worden sei. Damit stimmen verschiedene, 1928 freigelegte Menschenstele von Mitteldorf ungefähr überein, ohne daß ich damit den ganzen Grabfund zeitlich festlegen möchte. (Vergleiche dazu die neuesten Ausführungen in den „Tiroler Heimatblättern“, Jg. 27 (1952), S. 24 f.) Außer Birgen hielt noch das Großglocknerdorf als eine Bestkreuzfahrt mit Widder ab, die seit 1601 im dortigen Rechnungsbuch nachweisbar ist. Auch hier weisen Ausgrabungen auf eine frühere Zeit hin, wie Dr. Weingartner in seinem Buche über die „Tiroler Wüststätten“ (S. 7 u. 50) anführt. Der Kreuzgang der Matteler mit Widder am ersten Samstag nach Ostern entstand angeblich auf Grund der Best des Gerichtsbezirkes von 1649. Die Matteler führten einen auffallend zähen Kampf um die Aufrechterhaltung ihres Brauches gegen aufklärerische Verbote, so daß man annehmen könnte, er sei damals schon weit älter als 100 Jahre gewesen. Endlich wird noch der Kreuzgang der Sillianer zum hl. Rochus in Winnebach auf die Best des 17. Jahrhunderts zurückgeführt.

Sind es auch erst einige Zeugnisse, die bezeugen auf frühere Bestzeiten hinweisen, so sind sie doch für die Deutung des Widderopfers wichtig. Solche Widderopfer waren keine Eigentümlichkeit des Pustertals, sondern z. B. auch in Kärnten und in Bayern verbürgt. Obiges phantastische Barockbild des Birgener Widders im Kampf mit dem Teufel deutet immerhin an, daß dem Widder im Volksglauben von damals eine erneuerte Aufgabe als Dämonenabwehr und als Opfertier noch nebenher zukam. Dem Widderstechen, wie es sich noch in aufgeputzten „Volksfesten“ fortsetzt, wohnte gleichfalls ein doppelter Sinn inne. Dem entspricht noch die gewählte Zeit nach Ostern, vor Maibeginn, aus mehreren Gründen. Zu dieser Zeit werden die Schafe und Widder auf ihre Weide getrieben. In dieselbe Zeit fällt das erste Zelchen des Tierkreises als Sternbild des Nordhimmels, dessen Vorstellungen mit gewissen Eigenschaften der Widder und mit Erfahrungen der Jäger zusammen-

hängen. Ein ganzer Komplex von Volksanalogien hat sich damit verknüpft. Als zweites Ziel zu beachten, daß es sich zu jener Bestzeit schon um höhere Gebirgslagen handelte, in denen der Widder und die ganze Schafzucht ihre festen Rollen im Erwerbaleben spielten, wie z. B. auch das Widderstechen des Aittals an die Art der Bodenkultur und an die Schafzucht seiner höher gelegenen Siedlungen, der „Gründe“, nicht an jene seines Talbodens erinnert, auf dem das Widderstechen schließlich als Attraktion in ein Bierbrauerfest eingefangen wurde. Wie jene Höhenlagenkultur von der Talkultur in vielen Punkten noch heute absetzt, so haben die Bevölkerungs zusammensetzung, der Heiratstkreis, Glaube und Recht, Sitten und Bräuche damals noch viel mehr von einander ab. Der Widder war dem Berggemeinbereich der Alpen zu eigen, d. h. er war das kostbarste und eigentümlichste Haustier für die meisten Einzelhöfe. Wie weit sein Abwehr- und Opferbrauch hier zeitlich zurückgeht, ist jeweils mit dem Kulturkreis der Siedlung begrenzt. Er gehört hier in die Höhenstadiumszeit und vielfach zugleich ins brauchwürdige „Rückzugsgebiet“. Mit ihnen stand und ging er darnieder. Solange in jeder Siedlung die Hausweberei gedieh, war der Bedarf und die Nachfrage nach Schafwolle eine ganz andere als in der heutigen Zeit der Industrie. Welche Bedeutung dem Widder in Recht, Brauch und Kult früher zukam, geht noch aus den Tiroler Weistümern hervor (siehe das Sachregister: Widder). Die Wolle und die Hörner fanden mehrfache Verwendung und Ausdeutung.

Daß die Kreuzfahrten mit dem Widder in den schwierigen Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts mit damals einschneidenden Ereignissen ursächlich verknüpft wurden, steht gleichfalls nicht verneint da. So wurde z. B. der Stur- und Grenzritt der „salzburgischen“ Bauern des Brigentals an ihrem Fronleichnamsnachmittag von Kirchberg bis gegen Schloß Tiers, d. h. bis zu ihrer damaligen Grenze, mit der Bedrohung ihrer Grenze durch die Schweden zusammengebracht, obgleich der Ritt durch einen solchen Anlaß wohl nur neu gestiftet wurde, tatsächlich aber viel weiter zurückgeht. Unser religiöses Brauchtum ist reich an solchen Erneuerungen und Neubeseelungen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es gewann in jener Zeit vielfach neuen Aufschwung, Sinn und Glanz, wie man aus meinem Beitrag zu G. Sattlers doppelbändigem Werk „Das Weltkonzil von Trient, sein Werden und Wirken“ entnehmen mag.

Es ist also nicht mehr notwendig, wie es noch der ehemalige Grazer Professor Dr. Karl Weinhold in der Berliner „Zeitschrift für Volkskunde“ (1895) unternommen hatte, gerade auf die flautische oder gar noch auf eine ältere

Unterschied gewisser Teile der Osttiroler Bevölkerung zu vertiefen, so nahe es liegt, gerade die Säufläuter und primitiven Stöcker als eifrige Schafzüchter vergleichsweise zu berücksichtigen. Der Opferbrauch mit lebenden Schafen war noch in neuerer und neuester Zeit auf dem Ritten bei Bozen und 1 Pfunders im westlichen Pustertal, also in Südtiroler Gegenden, bis zu welchen die Slawen niemals vorgezogen waren, üblich. Selbst wenn man die übrige Schafzucht außeracht läßt und sich auf das Widderopfer allein beschränkt, bleibt neben den drei Fällen des Westtales noch immer der Widderbrauch von Dilling in Kärnten und Sackhenau in Oberbayern bestehen. Freilich mag der Widdervorgang um 1348 anders ausgefallen haben als heute in Lavant. Das trifft auch bei dem Sonntag- und Kirchtagstier von Lüssen und Onach zu. Unzweifelhaft wurde der Siler für die Gemeindearmen der

eigenen Ortschaft geschlachtet, bis der Brauch im 19. Jahrhundert aufgegeben wurde, oder der Georgsack und das Drachenstechen von Bozen, das sich von 1421 bis 1753 archaisch verfolgen läßt. Alle diese und manche andere Opfer sind in außerordentlich schweren Zeiten zur Linderung von Not zum erstenmal gelehrt und schließlich als Brauch gestiftet worden. Der Sagen nach alle mehr oder minder in jenen Unglücksjahren um 1348. Sie besagen zum mindesten, daß damals das Christentum herab gestürzt und vertieft war, daß solche genußtreudige Opferbräuche, die heute irgendwo an vorchristliche Auffassungen erinnern, im Gemetschtagsglauben herabstürzten und mit christlichen Ideen erfüllt wurden, ohne daß Befürchtet werden mußte, daß die christliche Hochzeit unter solchen sinnlichen Opfern Schaden nehme. In jedem Falle können wir eine Verfestigung und Vertiefung des Götterglaubens feststellen, in das

Damals z. B. auch die Vorstellung von der zu bestrafenden Derscha gelehrt wurde.

Statt den Wandel der Volksvorstellungen vom Sternbild des Widbers näher zu kennzeichnen, lasse ich die Dersche einer Oberinntaler Mundartdichterin, Professorstochter Anna Ditt, geborene Härtling, aus Löffel, folgen:

Marzgeburt

2 Märzgeburt — und wenn's April zugeht —
Der Widder hostig im Kalender frucht.
Kannst machen, was du willst, er fragt dir nit,
Er zengt die Hürner, gibt die wo an Tritt.
Kannst wo so zornig und fein und feidig sein,
Du werst sch'w' s'ich — will die Söhnen dein.
Bist jung, bist alt, im Langes oder später —
Bist w'chtig oder gar a frommer Pater —
Magst w'hlen oder nit — der Widder k'immt,
Der dir recht fest bei deine Löhne nimmt.
Drum laß dir sogn, wie ma's leichter tragt:
„Der Wand und Uensern Herrgott sei's geklagt.“

Einiges vom alten Handwerk

Von Josef Oberforcher †

Kuep Erschbaumer, ein Weber, des Pfarrers in Trisbach Widen (Albani), wurde vom Webermeister Christian Schmid in Wien als Geselle aufgenommen. Die Stadtmeister sind darum nicht wenig beschämt, weil er ihnen das Brot vor dem Maul abschneidet. Sie haben darum an des Erschbaumers „Wepp“ (Webstuhl) ein Schloß anhängen lassen.

(Verzeichn. der Stadtgemeinde, 3. Juli 1601.)

Am 2. August 1604: Das Handwerk der Kürschner in Wien beschuldigt den Kürschner Paul Schmeltzer in Wien, er habe schon aus den Lehrjahren ein unehelich Kind, habe des Leonhard Muschauer, Schneiders in Wien, Eheweib hintweggeführt, mehrere Weibern die Ehe versprochen und schließlich zum Überfluß, dem ganzen Handwerk zu einem Spott, eine Pfarrerköchin zur Ehe genommen. Das Gericht entscheidet, Schmeltzer habe innerhalb eines Monats diese Dornen zu entfernen oder die Stadt zu räumen. Bis dahin wird ihm das Handwerk stillgelegt. (Wfb. d. Sg.)

Vor dem Stadtgericht Wien: Andreä Ortner, Bürger und Schuster, hat vom Hochgericht, wo man längst zwei Personen hingerichtet und etre davon verbrannt hatte, aus der Asche drei Scharnägel, an welchen der Delinquent angebunden war, aufgehoben und mit nach Hause genommen. Die Bruderschaft (Zunft) der Schuster und Lederer in Wien hat ihn darum aus ihrer Gemetschenschaft ausgeschlossen, damit sie nicht bei Missethätigen und Gesellen in schlechten

Ruf komme. Ortner entschuldigt sich mit Unverständnis und das Gericht entscheidet, daß die Sache weder dem Ortner noch der Bruderschaft an ihren Ehren schädlich sein sollte, doch muß Ortner der Bruderschaft acht Pfund Waags zur Beilegung ihres Aktes geben und die Gerichtskosten zahlen. Auch die Bruderschaft will es damit gut sein lassen, erwartet aber, daß sie das Gericht vor willfälligen üblen Nachreden der Schwere knecht (Gesellen) schützen werde. (Wfb. d. Sg.)

Ähnlich erging es dem Schuftermeister Georg Unteregger in Defereggan. Er hatte nach dem Gerichtsprotokoll des Gerichtes Windisch-Matrei vom 9. Jänner 1624 über Bitten seiner Nachbarn eine Leiche geöffnet. Das Handwerk (die Zunft) der Schuster in W.-Matrei hatte ihn darum ausgeschlossen, ihm das Handgeld zurückgestellt und damit die Arbeit unmöglich gemacht. Sie fürchtete, daß durch die Tat Untereggers andere Zünfte ihres Handwerkes das Aufblühen und Lebendigkeit ihrer Lehrlinge nicht mehr anerkennen würden. Unteregger entschuldigt sich mit seiner Einfall und verhofft, das Handwerk werde ihm das nicht so hoch anrechnen. Das Handwerk besteht aber auf seiner Ausschließung und das Gericht läßt es dabei bleiben. Hierzu muß bemerkt werden, daß es damals in ganz Osttirol nur einen wirksamen Arzt gab. Außer diesem lebten allerdings in den größeren Orten sogenannte Bader. Auch Hebammen gab es noch nicht.

Am 30. März klagt das Handwerk der Haden- und Fußschneider, auch der

Schlosser in W.-Matrei ihren Genossen Kueprecht Steiner, Einwohner und Schmied dortselbst, er habe einen Hund in das Wasser geschoben und damit ums Leben gebracht. Sie verlangen nun von Steiner, er müsse von einem ehrlichen Handwerker und von der Hauptlade in Salzburg einen Schein bringen, ob er zum Handwerker zugelassen sei oder nicht. Steiner leugnet, die Tat begangen zu haben.

Als Beispiel kleinlicher Zünftelei, wie sie damals in allen Handwerken geübt wurde, mag die Verhandlung vom 10. Oktober 1652 vor der Stadtgemeinde Wien dienen.

Die gesamten Meister des Kovgärberhandwerkes klagen gegen den Missethätigen Leonhard Greditschischer in der Seftoelzergasse, er hänge eine wirksame gearbeitete Haut als Handwerkszeichen über seiner Haustüre aus, anstatt wie es üblich sei, eine Haut oder ein Leichenschaff an das Haus anzumachen oder ein Leichenschaff in Natur anzubringen. Ferner müsse er sich an, zutwider allem Herkommen, das gearbeitete Leder unter seiner Haustüre auszuschnitten und — anstatt nur am Kirchtag und an Jahrmärkten — fogar an den gemeinen Wochenmärkten und im Gäu seine Ware feilzubieten „welches niemals erhört oder gesehen worden“. Auch fand es Mißbilligung, daß Greditschischer eine neue Werkstätte baue, anstatt eine alte, unbenützte und verfallene Lederwerkstätte, die sich im Besitze des Schmiedes Peter Dumbwegger befände, zu erwerben.

Greditschischer sagt, er sei ein junger, armer Meister und müsse sich um sein

Stück Brot bemühen. Er set sich nicht betruht, wider ein ehrsamers Handwerk gesündigt oder gegen Handwerks Sitte und Sittehaftigkeit gelebt zu haben. Das was man ihm ausstelle, habe er auch an anderen Orten gesehen. Bezüglich der Werkstätte hatte er ja die Absicht, die alte Werkstätte vom Schmied Rübeggger zu kaufen, aber dieser habe einen übermäßigen Preis gefordert.

Das Gericht entscheidet durchaus im Sinne der klagenden Partei. Zur Strafe hat Greibschützler dem Handwerk ein Pfund Wachs zu Gottes Ehr und zwei Viertel Wein zu geben und die halben heutigen Prozentsätze, zwei Gulden zehn Kreuzer, zu zahlen. Schließlich wird ihm aufgetragen, seine Mit- und Älteren Meister mehr in Ehren zu halten, in „Handwerksfürsorge“ zu ihnen, die die Handwerkszucht aufbauen und dieser inne gehalten — sein Vertrauen und Aufsicht zu setzen, ihres Rates sich zu bedienen und wider sie nicht so leichtlichen sich verführen zu lassen. Zwei Tage später kauft er wirklich die alte Werkstätte.

Am 12. März 1653 läßt das Weberhandwerk zu Anras dem Weberlehrling Michael Obertaler durch das Gericht auftragen, sein langes Kopfschneidwerk und während der Lehrzeit nicht mehr lang wachsen zu lassen.

Das Handwerk der Schmiede im Gericht Birgen beschließt am 12. Oktober 1655 eine neue Handwerksordnung. Es ist durch gerichtlichen Beruf vor den Kirchentüren zu Birgen, Prägraten und St. Jakob am Sonntag zu verkündigen, daß künftig kein Untertan seinen Schmied verändern dürfe und kein Schmied darf eine Arbeit von einem fremden Kunden übernehmen, bevor dieser Kunde nicht seinen alten Schmied bezahlt hat. Kein Schmied darf ohne Wissen der Obrigkeit oder des ganzen Handwerkes alles Eisen kaufen. Wenn aber ein Bauer für seine Arbeit alles Eisen bringt, darf es der Schmied dazu verarbeiten. Übertreter dieser Vorschriften zahlen der Obrigkeit vier Taler Strafe. Die Preise für ihre Arbeiten wollen die Schmiede jährlich am Neujahr bei einer Zusammenkunft je nach den Eisenpreisen festsetzen, und jeder Schmied hat sich das Jahr hindurch darnach zu halten „bei der Strafe“. Im Gericht Birgen waren dazumal sieben Schmiede.

(Vf. Birgen.)

Am 10. Mai 1661 spielte sich vor dem Landgericht Wien folgende Verhandlung ab: Die Herrn P. B. Carinlitter hatten dem Hans Kern, Bierbräuer (beim Tischler) 22 Vierling Getreide und 8 Vierling Weizen übergeben, damit er ihnen davon 10 Ohren gutes Bier braue (Ein Vierling war 19,2 Liter; eine Ohre war 77,8 Liter). Sie versprochen ihm dafür 9 Gulden Brauerlohn zu be-

zahlen, doch soll er sie verständigen, wenn er das Bier braue, „damit sie solches selbst mögen sehen“. Kern habe aber die Patres nicht verständigt und ein Bier geliefert, welches nichts wert sei. Sie verweigern nun die Bezahlung des Brauerlohnes und bringen beim Gericht eine Kostprobe des Bieres. „Beklagter Proh verneint, es sei ihm vertraulich, daß das Bier mit recht sei. Er flane und wolle mit einem feiblichen Albe bezeugen, daß er hierunter solche (ohne) Falschheit nit gebraucht habe, be-

geht daher Wertig dieses Patres seinen Sohn oder „der Teufft nur den Pfaffen Bier proben“.

Das Gericht findet nach vorgenommener Kostprobe, daß der Brauer nicht das ganze ihm gelieferte Getreide zum Brauen verwendet habe. Die Bezahlung des Brauerlohnes wird ihm abgesprochen und wegen seiner unbeschuldenen Worte solle er vor den Patres Carmeliten eine öffentliche Abbitte tun, auch wird er zur Straf einen Tag und Nacht in die Kerker gesetzt.

Alte Türen erzählen

Gelegentlich findet man bei uns in Stadt und Land an Lagerhäusern, Kottästen, Kellern, aber auch an Türen oder Sattstulen Türen, die entweder mit unregelmäßigen gehämmerten Eisenplat-

ten Eisenbarrn im Gewicht von etwa 50 Kilo, andrerseits gebrauchtes Eisen — heute sagt man Eisenschrott. — Von den Saggeln wurden je nach Bedarf größere oder kleinere Stücke abgehakt, aus denen dann alles, von der Pfugschar bis zum Hufeisen und zum Radreifen geschmiedet wurde. Wie mühselig dieses Schmieden gewesen sein muß, erweist noch heute der Wortsinne von „saggeln“, „Saggler“, was föhnel bedeutet wie schlafen, schwer arbeiten.

Das sicherlich interessantere Ausgangsmaterial war jedoch das zweite, nämlich die Bauschen. Diese stellten auch das Material für unsere Türen. Für die Bauschen wurde jedes, auch das kleinste Stückchen Eisen aufgehoben und zur Herstellung von Bauschen, bezw. gebauschtem Eisen verwendet. Zu diesem Zwecke wurde ein größerer oder kleinerer Bund Altisen mit einem festen Eisenring umschlossen. Der so hergestellte Bauschen kam dann in die Esse und von dort, nachdem er wechglühend geworden war, unter den großen Hammer, der von Wasserkraft betrieben wurde, den „Tulga-Hammer“.

Hier wurden die im Bauschen vereinigten Eisenteile zu einem Stück zusammengeschnitten, das dann ebenso weiterverarbeitet wurde, wie ein Stück von einem „Saggel“. Natürlich wurde aus diesem Eisenschrott halb dies, halb jenes hergestellt, darunter aber auch die blechdünnen Platten für unsere Türen. Man nietete sie dann zusammen, bestellte sie meist durch zwei getraute Eisenstäbe oder nagelte sie als Urbeizhaut auf eine Holzüre. Diese wurden dadurch natürlich viel haltbarer, fester, feuerbeständiger. Verzierungen wollten diese Bausch-Türen kaum auf, schmucklos und einfach, sind sie auf keine Zweckmäßigkeit eingestellt. Trotzdem hatten ihnen eine gewisse handwerkliche Weihe an.

Die Arbeit in unseren alten Schmieden — und nicht nur in den Schmieden, sondern auch in den anderen Werkstätten — begann im Winter wie im Sommer schon um 5 Uhr früh und



Türe aus gebauschtem Eisen (Willing)

ten beschlagen oder überhaupt nur aus diesen eigenartigen Platten zusammengesetzt sind.

Es lohnt sich, daß wir uns kurz mit der Entstehungsgeschichte einer solchen Türe beschäftigen, um zu hören, was sie uns von einer Zeit erzählen kann, die noch kaum 100 Jahre zurückliegt, von der uns aber, vom Standpunkte der technischen Entwicklung her gesehen, eine ganze Welt trennt.

Ist es noch ebenso sonderbar wie unwahrscheinlich, wenn man hört, daß es vor 100 Jahren noch kein Blech in unserem Sinne gegeben hat. Es mußte, ob dünn oder dick, aus einem Metallstück mit dem Hammer getrieben werden. Ausgangsmaterial waren einerseits die sogenannten „Saggeln“ — eine Art

dauerte bis 8 Uhr abends. Ein Licht gab es in den Schmelzen nicht. Die langen, dunklen Wintermorgens und Winterabende waren daher die Zeit, in der beim flackernden Schein des Essensfeuers gebauscht wurde.

Es ist klar: die Arbeit in unseren

Schmelzen und in den anderen Werkstätten war in diesen vergangenen Zeiten hart und lang und doch war man zufrieden, vielleicht im großen und ganzen zufriedener und glücklicher als heute. Es war eben eine andere Zeit und eine ganz andere Welt. R. U.

Otto Mahr zum 80. Geburtstag

Vor sechzig Jahren, am 5. September 1892, hatte das stattliche, zu Füßen der rebenumgürteten Südfanke des Rühlberges erbaute Meraner Volksschauspielhaus zum erstenmale seine Pforten geöffnet, und die folgenden zwanzig Jahre hindurch leitete der unbergeliche Meraner Volksschriftsteller Karl Wolf die immer wieder mit großem Beifall der vielen Tausende von Einheimischen und Kurgästen aufgenommenen Aufführungen seiner packenden historischen Schauspiele.

Erst wenige Jahre vor seinem, am 3. Februar 1912 erfolgtem Tode, begann sich Karl Wolf unter seinen besten, zum Teil von der Meraner Kollpingbühne übernommenen Mitarbeitern nach einem geeigneten Nachfolger umzusehen. Die Wahl des feinen Menschenkenners fiel auf Otto Mahr, der schon vordem zu den beliebtesten Hauptrollenträgern der Meraner Vereinsbühne gezählt hatte, und der auch in Wolfs „Andreas Hofer“, dem Hauptzugstück der Volksschau-

spiele, einen schlagfertigen Spedebacher auf die Bretter gestellt hatte, der sich wohl auch unter Berufsmännern von Rang sehen lassen konnte.

So übernahm denn Otto Mahr die Leitung der Meraner Volksschauspiele und führte dieselbe im Sinne seines großen Meisters, bis sich die Lote der weiterhin berühmten Freilichtbühne nach Ausbruch des ersten Weltkrieges für immer schlossen. Später übernahm er die Spleitung des Meraner Kollpingtheaters, dessen Leistungen er mit großem Geschick bald auf eine beachtliche Höhe zu bringen verstand.

Als erfolgreicher Bühnenautor ist Otto Mahr weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden. Seine Schauspiele „Der Siomhofer“, „Kirchtig am Weineggerhof“, „Die Longfallerin“, und „Die Wassirrost“ sind echte, ganz heiß aus dem Burggräfler Bauernleben geholte Volkstücke. Und noch im Jahre 1949 konnte Otto Mahr bei dem von der Kulturabteilung der

Tiroter Landesregierung ausgeschriebenen Wettbewerb für Volkstücke den zweiten Preis erringen.

Otto Mahr's inbrünstigste und selbstloseste Liebe aber gehörte seiner Heimat Meran und ihren reichen Schönheiten. Und als die Zeit kam, da es brünnen auf den Volksbühnen stille geworden war, da baute er sich als „Kleiner“ Pensionist dahel'm markthöhe und bis ins Kleinste naturgetreue Holzmodelle von markanten Wahrzeichen seiner Heimat, vor allem des Meraner Pfarrturms, dessen schlichte Wucht es ihm — wie jedem echten Meranerkind — schon seit der Schulzeit angetan hatte. Oder er saß als Kunstos oben auf der Fragsburg, rafflos bemüht, das hochgelegene alte Schloß noch besten Kräften instandzusetzen.

Am 30. September d. J. begeht Otto Mahr seinen 80. Geburtstag. Im schmucken Meraner Stadttheater werden zu seinem Ehrentage am 15. und 16. Oktober wieder die vertrauten Gestalten seines „Kirchtig am Weineggerhof“ über die Bretter gehen und die Augen des greissen Autors in Erinnerung an frohe Schaffenszeit aufleuchten lassen.

Nach Dorn und Dohn hat Otto Mahr sein Leben lang nie gefragt. Er fragt auch heute nicht danach. Nur eine Welle beschreiben leben will er noch, um die Schönheit seiner Heimat noch länger zu schauen und lieben zu können.

Möge ihm dies beschieden sein!

Carl Sangerle.

Interessante Aufzeichnungen

vom Jahre 1856 über die Entstehung der Schutzengelkirche in Hiesberg
Aufgezeichnet von Josef Obersteiner, damaligem Koanerbauer dortselbst

Dem Leser zum Gruß!

Folgende Zeilen mögen Einiges vom Baue dieses Kirchleins und einigen folgenden Ereignissen der Vergessenheit entreißen und für spätere Zeiten aufbewahren. Zwar ist nichts aus Urkunden entnommen, sondern nur das, was im Munde des Volkes noch fortlebt, aufgezeichnet. Urkunden sind gergnötig auch keine auf diesem Berg. Beim Straganz war etwas über den Bau, aber sie kamen aufs Landgericht Klang. — Der Bau dieses Kirchleins wurde dreimal prophezeit: das erstemal 60 Jahre früher, das zweitemal 30 und das lextemal 1 Jahr früher. Das erste und zweitemal wurde nur prophezeit, daß auf dem „Oherer Bischele“ — so hieß nämlich früher diese „Bischele“ (beim Wtger Haus Nr. 20 und 21 heißen sie die Gegend beim Haus heute noch „s Bischele“ und das eigenliche Wtgerhaus hieß früher bezeichnenderweise „Oberkoaner“) — eine Kirche gebaut werden soll, u. zw. (wurde dies prophe-

zeit) das erstemal von einem Weblein, das zweitemal von einem Durchreisenden und das drittemal endlich wurde von einem Durchreisenden auch das Jahr angegeben. Es war nämlich früher auf dem Oherer Bischele ein Brechloch, wo man brechelte und auch die Bruden (Burschen) beim „Gasselgehen“ ihre nächsten Zusammenkünfte hatten, weil sie nämlich alle miteinander gingen und zwar fast regelmäßig und an bestimmten Tagen. Wie nun hier also einmal gebrechelt wurde, ging ein unbekanntes Mäanklein vorbei und sagte, daß hier heuer das lextemal gebrechelt werde, weil man aufs Jahr hier eine Kirche bauen, die Glocke dazu sei da branten in diesem Schöplein; dabei zeigte er hinab auf die Rulmen des Wallenstein'schen Schöpleins (in Stronach oder vielleicht die Überreste von Schloß Edenfest branten im Mühlthal). Über den Bau eines Kirchleins war zwar um dieselbe Zeit und etwas früher schon viel geredet worden, aber nichts Bestimmtes beschlossen. Erst im folgen-

den Winter wurde ernstlich Abstat gemacht, schnell zu bauen, wie es dann in den folgenden 3 Jahren geschah, jedoch baute man nur jedes Jahr 3 Wochen, so daß die Sache in 9 Wochen vollendet wurde, d. h. nur 9 Wochen hatte man fremde Leute, sonst war man das ganze Jahr beschäftigt mit Zubereitung von Materialien und dergl. Gebaut wurde das Kirchlein von der Gemeinde allein, ohne daß jemand etwas dareinzahlte oder das Gericht etwas dareinschuf. Maurermeister war ein Blas in Görtlach. Vollendet wurde der Bau im Jahre 1759, MDCCCLIX nach Christi Geburt. — Von dort an wurde öfters hl. Messe gelesen, aber nur an Werktagen; sonntags nur am Schutzengelsonntage, als Patroziniumsfest oder Kirchtag, an welchem Tage immer Frühmesse war und Predigt und Amt, wofür der H. Pfarrer 6 fl. R. Wahrung erhielt. Nachmittags war gewöhnlich Tanz „auf der Wacht“. Donnerstag war auch Prozession; man ging hinunter bis zum Wegmacher und übers „Lub-

feib" herauf. Während der Prozession wurde auch zugleich das „Abrahams-Spiel“ aufgeführt, welches sehr schön war; namentlich waren die Engel immer sehr schön. Daher versammelten sich auch immer sehr viele Leute von allen Seiten herum, so daß schon am Vorabend alles voll war von Fremden, auch wurde sonst nirgends das Fest der hl. Schutzengel gefeiert. Aber nun sind es schon ungefähr 50 Jahre, seitdem das Abrahams-Spiel nicht mehr aufgeführt wird und es können nicht mehr gar so viele Menschen zusammen, indem seit 4, 5 Jahren auch sonst überall herum der Schutzengelssonntag gehalten und überall geschossen wird.

Am Jahre 1853 am 29. August brannte Dölsach ab, nämlich 11 Häuser und die Kirche, darüber ist der belagende Brief (wenn noch auffindbar, wird er später veröffentlicht. D. Red.) zu lesen, nur bemerke ich noch, daß vor dem Brande Leute Träume hatten davon und daß ein Ehrenmann — man sagt, der hl. Martinus sei es gewesen — durch Dölsach herüber gegangen ist und in alle Häuser hinein, welche dann bald abbrannten, aber nirgends fragte man ihn, was er wollte, zuletzt ging er in die Kirche und niemand hat ihn weder vor- noch nachher gesehen. Das Feuer kam beim Lachner (in Dölsach schreiben sich noch Leute so) auf dem Heide aus, verbreitete sich unter der Kirche hin und auf der andern Seite herauf.

Nach dem Brande gab es manche Streitigkeiten über das Wiederaufbauen und den Gottesdienst. Die Berger wollten gleich im nächsten Jahr bauen, aber die Dölsacher wehrten sich, weil sie zuerst die Häuser bauen mußten. Der Gottesdienst wurde dann in St. Georgen (Öbznach) gehalten und hier beim hl. Schutzengel. An Werktagen war auch im Widumsaal immer eine Messe, wo auch das höchste Gut aufbewahrt wurde, so wie in St. Georgen und hier. An jedem Vorabend eines Sonn- oder Festtags geht nun ein Gesellener abends herauf, sitzt hier zur Nacht und hält am andern Tag Predigt und Amt. Sängler sind seit dieser Zeit Waldniger, früher waren es Zeinere (vermutlich sog. bäuerlicher Gesang). Wie der Gottesdienst herauf kam, wurde im Kirchlein Mehreres hergerichtet und Neues gemacht, z. B. das Speisegeländer, welches der Waldnig machen ließ, und die Kanzel, welche der Obersteiner Franz lassen ließ (vom Ramer). Auch die Monstranz wurde gekauft und mehr anderes. Das Geld zu allen Ausgaben, zum Licht und um die Gesellen (welche jeden Sonntag 1 fl. haben) zu zahlen, wurde größtenteils durch eine Sammlung von Haus zu Haus hier auf dem Felsberge zusammengebracht — es kamen nämlich 185 fl. zusammen — dann durch das Opfer, nämlich aus dem Kängelbeutel, kommt durchschnittlich je-

beimahl beinahe 1 fl. (herein) und (durch das) Opfer auf dem Stein am Schutzengelssonntag bei 4 fl. in alten Zeiten aber oft gegen 20 fl., im Opferwoel gehen jährlich bei 15 bis 18 fl. ein; im ganzen hat das Kirch 400 fl. Vermögen. Das große „Stöggel“ wurde von Heiligendlut gekauft um 120 fl.; das Geld wurde in der Gemeinde gesammelt, denn zuerst streckte es Franz Obersteiner her und einige Jahre nachher wurde es von der Gemeinde gezahlt, aber der Wallnig gab nichts her dazu und schämpte nur. Die „Stögge“ soll sehr alt sein, denn wie man sagt, soll sie der heilige Rupertus, Bischof von Salzburg, geweiht haben; darum soll sie zum Wetterläuten sehr gut sein; im Jahre 1846 wurde sie gekauft.

Wie es zu Dölsach abgebrannt war, wurde der Rest des heiligen Marzellus herauf nach Stronach gerührt und von dort her zu dem Schutzengel, wo er gegenwärtig noch ist.

Bei dem Kirchenbau zu Dölsach waren alle möglichen Streitigkeiten vorhanden, daß es gar unmöglich zu beschreiben wäre, darum denken und verlangen die Felsberger, immer was zu werden und selbst einen Geislichen zu stiften, aber es ging nicht; man mußte helfen bauen und da wäre man gar nicht imstande gewesen.

1856 im August brannte dem Blauß sein Haus ab, denn es wurde vom Blitz „angezunden“; darum wurde außer e. lichen Kleidungen nichts gerettet; denn es war nur eine Tochter allein zu Haus, wie auch Florian Anselb, welcher Wetterler schoß, denn die Hausleute waren in der „alten“ (Alm). Er hatte zwar wieder das nämliche Jahr beide Häuser bereits her, denn die Gemeinde half ihm sehr viel und dann hat er in 3 Landgerichten eine Sammlung erhalten. Der Kaiser schenkte ihm auch 360 fl., wie auch der Dölsacher Kirchen 1200 fl., denn er und seine Frau kamen den 3. September 1856 (7. Sept. Glocknerbesiegung der Majestäten-Erkabathruhe-Franz-Josefshöhe) von Heiligendlut überm Felsberg her nach Dölsach, von da wieder über das Drautal hinab. Er und seine Frau und noch viele von seinem Hof kamen, auf der Stenz beim Rappening wurden sie von sehr viel Schützen empfangen oder vielmehr erwartet, denn es war sehr viel Volk dort.

In dieser Kirche wurde sehr viel durch den Franz Obersteiner veranstaltet, denn er war 7 Jahr nacheinander der Kirchprobst, denn er ließ das Kirch weiß, einen Kasten in der Sakristei (machen) und sehr viel andres.

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt immer, es würde ein Gesellener gestiftet in dieser Kirche.

Josef Obersteiner, den 19. Okt. 1856.

A. Stark.

Heimatliches Schrifttum:

„Die Regesten der Grafen von Tirol und Görz, Herzoge von Kärnten“, II. Band, 1. Lieferung: Die Regesten Meinhard's II. (I.) 1271—1295 von Dr. Hermann Wiesflecker. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, 1952. Herausgegeben in der Folge der Publikationen für österröschliche Geschichtsforschung von Leo Santifaller; XII und 237 Seiten, kartoniert. Preis: Schilling 380.—

Zur 700-Jahre-Feier der Stadt Pienz erschien in der Reihe der Schönerschriften ein „Pienzerbuch“ als Festschrift und fast gleichzeitig damit, nur wenige Tage vor dem Stadtfest, kam von einem Sohne der Stadt Pienz obiges Tyrolentum, das vor allem mit der Pienzer Geschichte und seinem Grafengeschlechte aufs engste verbunden ist, heraus. Graf Meinhard II., Graf von Tirol und Görz, dessen Taten in dieser Sache in Form von Regesten zur Darstellung gelangten, war ja von 1258—1271, dem Jahre der gürz-tirolischen Landesteilung, auch Regent der Herrschaft Pienz und Grundherr der damals jungen Stadt und wieder stand dieser mächtige Fürst, der die Wälder König Konrads v. Hohenhausen und ja die Mutter des unglücklichen Konradin zur Frau hatte, von 1286—1295 als Herzog von Kärnten, wozu damals auch Pienz gehörte, diesen Gebieten als Landesfürst vor.

Begleitend mit dem Teilungsvertrage der Brüder Meinhard und Albert von Görz am 4. März 1271 auf Schloß Tirol, wonach die Haslacherklausel bei Mühlbach zur Grenze zwischen den beiden Grafschaften von Tirol und Görz bestimmt wurde, bis zu Meinhard's Tod und Begräbnis am 30. Oktober 1295 sind in 97 Auszügen wohl nahezu alle politischen und persönlichen Geschäfte dieses einflussreichen Mannes, der nach einer Exilation von Krain auf dem Heimwege ins Elsaßland in Greifenburg starb und in seiner Stützung, dem Zisterzienserklöster Stams, begraben liegt, eingehend geschildert. Die Auswahl dieses gewaltigen Stoffes erfolgte nach des Autors eigenen Worten nicht nur an Hand von Urkunden, Urheben, Aussteller-, Empfänger-, Zeugen-, Siegelstücken, Briefen und bloßen Neunungen, sondern auch nach Rechtsaufzeichnungen, Urheben, Reichbüchern, Rechnungslisten, Steuerlisten, Dekretologien und erzählenden Quellen, die uns u. a. auch die Grabinschrift Meinhard's vermitteln: Meinhard der Friedensstifter und Überwinder des Streites, der Gründer und Wohltäter dieses Klosters, das seinesgleichen nicht kennt, Herzog und Graf liegt hier begraben....

Und Prof. Dr. Hermann Wiesflecker in Graz hat mit diesem zweiten Band seiner Regesten, über deren Erarbeitung ein ausführliches Vorwort berichtet, einen neuen Beweis seiner unermüdbaren und wissenschaftlichen Arbeitsweise erbracht und indirekt seiner Heimat Tirol, vor allem der Stadt Pienz, ein kostbares Jubiläumsgeschenk bereitet, das den Autor bescheiden bereits jetzt schon würdig an die Seite seines großen Landesmannes und Vorgängers vor 100 Jahren, Albert v. Rudhart, stellt.

Der Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, aber hat seinem Namen und der alten Tradition, der Tiroler Geschichtswissenschaft zu dienen, durch die Drucklegung dieses Werkes und die sorgfältige Aufmachung desselben neue Ehre gemacht. Es ist nur zu wünschen, daß all diese Urkunden durch steigendes Geschichtsbewußtsein und einen dementsprechenden Wertschätzung des Buches entlohnt werden. Dr. R.